

Meldung

Thema des EMW-Jahresbericht: „Siehe, es ist ein Raum bei mir“ (2. Mose 33,21) - Zu Dialog und Begegnung in Israel, Palästina und hier

Pastorin Maren von der Heyde, stellv. Direktorin legt thematischen Teil des Jahresberichtes vor

Kurzfassung

„Oswiecim, das ist zu wissen, wann, wo und warum man das letzte Mal gelacht hat, wann, wo und warum man das letzte Mal geweint hat, wissen, dass diese beiden Funktionen zerstört sind, bei anderen Gelegenheiten feststellen, dass es nicht mehr möglich ist, weder das Lachen noch die Tränen und sich an Umstände des letzten Mals erinnern. Das war's. Dinge wie die lässt man in Oswiecim. Das ist Oswiecim...“

Mehr als sechzig Jahre nach der Schoah, für die Auschwitz/Oswiecim zum Synonym geworden ist, weil dort mehr als eine Million Menschen umgebracht wurden, mehr als 58 Jahre nach dem UN-Teilungsbeschluss und der auf die Unabhängigkeitserklärung Israels folgenden Vertreibung der Palästinenser aus ihren Dörfern und Städten, nach vielen gescheiterten Initiativen, die auf eine friedliche Koexistenz hinwirken sollten, ist die Lage schwieriger als je zuvor.

Zwar gibt es erkennbare Strukturen für eine Zweistaatlichkeit. Aber die Sperranlage, die nach dem Verständnis der israelischen Regierung mehr Sicherheit bringen soll, die von vielen Israelis unterstützt wird und dazu beitragen kann, dass die Teilung des Landes auch von denen hingenommen wird, die den Anspruch auf das ganze Land erheben, schafft neues Unrecht. Ihr Verlauf reicht an vielen Stellen bis weit über die so genannte grüne Grenze in die Besetzten Gebiete hinein. Sie schneidet die palästinensischen Dörfer von ihren Feldern, Zugangswegen und vom Wasser ab. Die bisherigen Erfahrungen deuten daher darauf hin, dass sie die Not und die Sprachlosigkeit nur vertieft. Die Sperranlage kann auch die tiefen Gegensätze innerhalb der israelischen Gesellschaft nur mühsam verdecken. Dabei werden auf allen Seiten die gewaltbereiten Kräfte gestärkt, die gegen die friedliche Koexistenz und Versöhnung arbeiten.

Nur wenige der Projekte, die nach der Unterzeichnung der Verträge von Oslo im Jahr 1993 wie Brücken zwischen Israel und Palästina wirken und Inseln der Koexistenz schaffen sollten, halten noch ihr Versprechen, die Menschen zusammenzubringen. Die Begegnungen, die heute möglich sind, werden durch das Fortschreiten der Bauarbeiten an der Sperranlage und neue Visa-Bestimmungen Israels fast unmöglich. Der Sieg der Hamas bei den Wahlen im Januar 2006 hat die zivilgesellschaftlichen Entwicklungen, hin zu einer offenen und pluralistischen Gesellschaft in Palästina, zusätzlich erschwert. Die außenpolitische Isolierung der gewählten Regierung führt zu Spannungen. Die Armut der Bevölkerung hatte schon vorher drastisch zugenommen. Auf beiden Seiten des Konfliktes nehmen die Menschen wahr, dass sie abstumpfen.

„Es ist Gnade, wenn einem die Gabe gegeben ist, in Zeiten der Krise zu reden. Es ist Gnade, wenn diese Worte nicht Hass, sondern Hoffnung in sich tragen. Es ist sicherlich Gnade, wenn diese Worte einen Unterschied machen können im Leben derer, die sie in der Welt und in der kleinen Stadt Bethlehem hören und lesen. Der Aufruhr in unserem Land dauert nun schon so lange an, dass die Gefahr stumpf zu werden zur größten Drohung für die Menschen geworden ist – wenn sie die Ereignisse verfolgen, können Menschen 'sehen und nicht sehen', wenn sie wirkliche Nachrichten hören, können sie 'hören und nicht hören' und auf diese Weise ihre Herzen unberührt, verschlossen und kalt lassen.“

Wie diese Worte von Dr. Mitri Raheb aus Bethlehem, so ließen sich auch ähnliche Worte von

israelischer Seite zitieren. Die sich immer wieder aufs Neue in das Bewusstsein eingrabende ständige (Todes-)Gefahr terroristischer Anschläge erhärtet dort den Eindruck, dass der anderen Seite nicht zu trauen ist. Das gilt für die israelischen Siedler und ihre Anhänger ebenso wie für viele der Israelis im links orientierten politischen Spektrum, die aus politischen Gründen nach der Besetzung der Westbank keinen Grund sahen, die Jerusalemer Altstadt zu besuchen oder in die Westbank zu fahren, weil „man dort nichts zu suchen habe“. So wächst mit dem Wissen um das Gewaltpotential, das ebenso Grund, wie Teil und Folge der Besetzung ist, bei vielen Menschen die Neigung, die Augen zu verschließen.

Die schwierigste Einsicht, besonders für die Generation von Israelis, die jahrzehntelang um die Existenz Israels gekämpft hat, ist jedoch die, dass ihre Art der Konfliktbewältigung durch Zeigen von Stärke und Macht den Konflikt verschärft hat. „Unsere Furcht vor dem 'Anderen' hängt damit zusammen, dass wir der Ernsthaftigkeit der palästinensischen Absichten zutiefst misstrauen. Sprechen 'sie' von Frieden, befürchten wir dahinter einen langfristigen Plan, uns zu vernichten. (...) Unsere ambivalente Einstellung zum Einsatz von Gewalt und Aggression (...) führt dazu, dass wir uns sehr stark und mächtig und gleichzeitig sehr schwach und verletzlich fühlen.“ Eine Reise nach Auschwitz mit Juden, Christen und Muslimen aus Israel unter der Leitung des griechisch-katholischen Archimandriten Emile Shoufani und arabischen Israelis hat es wie selten zuvor vermocht, bei vielen Israelis die Hoffnung darauf zu wecken, dass es möglich sein kann, trotz der eigenen Last die Schmerzen des jeweils Anderen zu berühren und einander die Hand zu reichen.

Die steigenden Militärausgaben Israels aber und der nicht enden wollende Schmuggel an Waffen in die Besetzten Gebieten aus anderen arabischen Staaten zeigen, wie der Krieg zwischen der Hisbollah und Israel im Sommer 2006, dass der Konflikt auch in der günstigsten Situation einer beiderseitigen Verständigung für viele Jahre sein zerstörerisches Potential behalten wird. In dieser Situation sind Begegnungen von unschätzbarem Wert.

Auf beiden Seiten hat es immer schon Menschen und Gruppen bis hin zu Parteien gegeben, die einen friedlichen Ausgleich anstrebten. Erst nach dem Libanonkrieg (1982/83) entstand jedoch in Israel eine Friedensbewegung jenseits der Parteigrenzen. Wie viele andere treten „Frauen in Schwarz“, BeTselem, Rabbis for Human Rights und Ärzte für Menschenrechte für eine friedliche Koexistenz und die Einhaltung der Menschenrechte ein. Schulpartnerschaften wurden geknüpft und mit Palästinensern gemeinsame Initiativen gegründet. Sie schaffen Verbindungen oder machen es, wie bei der gemeinsamen Olivenernte, möglich, sich als gute Nachbarn zu erweisen. Auf der palästinensischen Seite entstanden zahlreiche Organisationen und Initiativen, die den zivilgesellschaftlichen Raum aus- und aufbauen. Daneben stehen christlich orientierte NGOs, Wohlfahrtsverbände, die Schulen in kirchlicher Trägerschaft und die Kirchen, die zum Teil schon aus der Missionsarbeit entstanden waren und damit auf eine lange Geschichte zurückblicken können. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Jerusalem (und dem Heiligen Land), ELCJHL, hat mit internationaler Hilfe Zentren gebaut, die wegweisend sind. Sie zeigen Jugendlichen Alternativen zur Gewalt auf der Straße auf und öffnen Räume der Begegnung. Es gibt palästinensische Organisationen, die mit israelischen Organisationen zusammenarbeiten oder sogar auf beiden Seiten ihr Äquivalent haben, wie das Parents Circle – Families Forum. Aber die politischen Rahmenbedingungen rauben zunehmend die Möglichkeiten zur Initiative und Begegnung über die Grenze hinweg.

Der EMW-Jahresbericht will aus der tiefen Überzeugung, dass unser Glaube seine Wurzel in diesem Land hat und dem Wissen, dass es kaum eine Region in dieser Welt gibt, die so mit unserer Geschichte verwoben und zugleich solchen Einfluss auf unsere Gegenwart hat, aufzeigen, welche Rolle und Aufgabe den Missionswerken hier zugewachsen ist. Sie stehen in einer aus der Missionsarbeit gewachsenen tiefen Partnerschaft mit Kirchen in der Region.

Die Arbeit der Missionswerke hat sich verändert. Das tiefe Erschrecken über die auch der Mission in ihrer Geschichte viel zu oft inne wohnende Herabwürdigung Anderer, hat in den Werken zu intensiven Auseinandersetzungen geführt. Die theologischen Lern- und Suchbewegungen der vergangenen 25 Jahren in den Landeskirchen haben auch die Missionswerke verwandelt und dazu geführt, dass Mission ins Verhältnis zum Dialog gesetzt wurde. Dabei wurde der Auftrag, den Glauben an Jesus Christus über die Grenzen zu tragen, in weltweiter Verantwortung und gerade auch im Angesicht der Anderen sprach- und tragfähig zu machen, zu keiner Zeit infrage gestellt. Vielmehr ringen die Missionswerke als Teile ihrer Trägerkirchen und gemeinsam mit den Partnerkirchen um die angemessene Form des Kircheseins in dieser Welt. Der EMW-Jahresbericht wirbt darum, Dialog und Mission in Bezug auf Israel und Palästina nicht wieder in Gegensätzen zueinander zu stellen und damit den Konflikt in der Region nur zu widerspiegeln.

Es war Zeit, sich die Nahostarbeit der Werke genauer anzuschauen und dabei bewusst zu

machen, welche Räume die Missionswerke anbieten und welche Rolle sie in dieser Hinsicht einnehmen. Die Vielfalt der Beziehungen der Werke und der Landeskirchen nach Israel und Palästina spiegelt den Wunsch wider, in Israel und in Palästina Gesprächspartner zu haben, denn: Jesus war Jude. Nicht nur seine Schüler, sondern auch die ersten Gemeinden, die sich in seinem Namen versammelten, trafen sich in den Synagogen. Ihrem eigenen Verständnis nach waren sie und die Gemeindeglieder Juden. Sie feierten den Sabbath und die jüdischen Feste und lasen die Hebräische Bibel.

„Ohne die Erfahrungen Israels und deren Bewältigung als sprechendes Wort Gottes hätten Tod und Auferstehung Jesu den Christen die Sprache verschlagen.“

Das macht sehr deutlich, warum diese Beziehung so grundlegend ist. Die Fragen nach der Verantwortung, die wir aus ihrer Geschichte für uns abzuleiten haben, sowie nach der Verhältnisbestimmung von Dialog und Mission im Verhältnis zu den älteren Glaubensgeschwistern und zu den Kirchen, die aus der Missionsgeschichte im Heiligen Land hervorgegangen sind, sind für alle (Landes-) Kirchen und die Werke von solcher Bedeutung, dass sie kaum stellvertretend wahrgenommen werden können. An kaum einer anderen Stelle stellt sich die Frage nach der Sprach- und Dialogfähigkeit unseres Glaubens und danach, was für uns Kirche zu sein und zu werden bedeutet, deutlicher als in ihrer Beziehung zum Judentum.

Die Nahostarbeit der vergangenen zwanzig Jahre zeigt, dass die Missionswerke zu Orten der interkulturellen und auch der interreligiösen Begegnung geworden sind. Von ihnen, die sich von dem Auftrag, Menschen die Augen für die Wahrheit und die Schönheit der christlichen Botschaft zu öffnen und damit von Gottes Mission haben berühren lassen, kann zu Recht erwartet werden, dass sie die Spannung zwischen der Zeugnis- und der Dialogfähigkeit des Glaubens zu Wort kommen lassen und fruchtbar machen. So können sie spezifisch geprägte Angebote dafür anbieten, die sich religiös aufladenden Konflikte in unserer Gesellschaft, aber auch in der Welt, in der Begegnung mit Anderen zu reflektieren.

Hamburg, im Oktober 2006

